



Die Hardschule in Durmersheim ist ein Labor für ein individuelles Lernen: Ein Schüler der sechsten Klasse beim Gespräch mit seiner Lernbegleiterin.

Foto Frank Röth

Auf dem Gelände der Hardschule in Durmersheim südlich von Karlsruhe ist es still an diesem Freitagmorgen. Nur ein paar versprengte Schüler mit Masken streichen über den Schulhof, der Unterricht läuft wie meist im Flüsterton ab, wenig dringt durch die zum Lüften geöffneten Fenster nach draußen. Obwohl die Schüler auch zu Hause lernen dürften, ganz unabhängig vom Infektionsgeschehen um sie herum, sind die meisten zum Wochenabschluss in die Schule gekommen. Freitags werden die Lernpläne für die nächste Woche entworfen und die Ganztagschule endet schon um zwölf Uhr.

Die Hardschule, benannt nach dem angrenzenden Wald, ist eine Gemeinschaftsschule – ein Konstrukt, das 2011 von der frisch gewählten grün-roten Landesregierung Baden-Württembergs erstmals im Koalitionsvertrag erwähnt wurde. Von „Bildungsaufbruch“ war damals die Rede, die Grundidee bestand darin, alle Schüler auf drei unterschiedlichen Niveaustufen lernen zu lassen, Integration und Inklusion zu ermöglichen, insgesamt eine Bildungsbewegung ohne Sitzenbleiben und Brüche zu erzeugen. Die Schüler können den Haupt- oder Realschulabschluss machen, in einigen Fällen auch das Abitur.

Das Konzept stieß auf große Widerstände, doch inzwischen gibt es mehr als dreihundert Gemeinschaftsschulen in Baden-Württemberg, die ihre Schulentwicklung recht autonom vorantreiben. Für die einstige Werkrealschule in Durmersheim war die Idee einer Gemeinschaftsschule Verheißung zur rechten Zeit. Die Hardschule hatte 2011 mit rückläufigen Schülerzahlen zu kämpfen und war zur Einzigkeit herabgesunken, als Volker Arntz als neuer Rektor antrat.

„Gemeinschaftsschulen schauen aufs Lernen, nicht aufs Lehren“, sagt Arntz in seinem Büro, ebenerdig direkt hinter dem Schuleingang gelegen, „daher haben wir uns gefragt: Wie müssen wir unseren Blick auf Schule verändern, damit das Lernen der Kinder und der damit verbundene Kompetenzerwerb im Vordergrund stehen?“ In der Spalte „Lernen“ konnte das Kollegium seinerzeit derart wenig aufblitzen, dass es nach Anregungen auf dem Bildungsmarkt Ausschau hielt. Inspirieren ließ man sich vom Schweizer Institut Beatenberg und Andreas Müller. Dessen Konzepte der „Lernlandschaft“ und des „kompetenzrasterbasierten Lernens“ – Varianten des offenen Unterrichts und der individuellen Förderung – beschloss man, auf den Regelschulbetrieb zu übertragen.

Lehrer heißen hier Lernbegleiter

Dass an der Hardschule so ungewöhnlich still gelernt wird, hängt vor allem damit zusammen, dass es dort keinen Frontalunterricht mehr gibt. Im Mittelpunkt des Unterrichts stehen in den Kernfächern – Deutsch, Mathematik und Englisch – die sogenannten Lernjobs, Aufgabensammlungen, mit denen Schüler Kompetenzen erwerben sollen. Einführungen erhalten sie entweder individuell vom Lehrer, der Lernbegleiter genannt wird, oder durch Texte auf unterschiedlichen Medien, auch Videos und Audios sind im Einsatz. Sechs Lernjobs müssen in den Kernfächern innerhalb einer Woche erledigt werden, in den übrigen Fächern dominiert das kooperative Arbeiten in sogenannten Bausteinprojekten. Abrufbar sind die Lernjobs, die von schulinternen Fachteams entwickelt werden und an den Rahmenplänen des Kultusministeriums orientiert sind, auf einer Lernplattform, die Volker Arntz, ein Commodore-Informatiker der ersten Stunde, selbst programmiert hat.

Hier kann man im Lockdown noch etwas lernen

In der Hardschule entscheiden die Schüler, ob sie in der Pandemie zu Hause bleiben oder ins Klassenzimmer kommen. Besuch in einer Lernumgebung, der Corona nicht viel anhaben kann.

Knapp 2500 dieser Aufgabenpakete, die ihrerseits nach den Lernniveaus der angestrebten Abschlüsse gestaffelt sind, wurden dort inzwischen hinterlegt – eine Art Schulschatz, in dem sechs Jahre harte Arbeit stecken. 2019 hoffte das Kollegium, endlich in eine Konsolidierungsphase übergehen zu können. Dann kam im Frühjahr 2020 die erste Corona-Welle.

Am 12. März, einem Donnerstag, fünf Tage vor dem Lockdown, verdichteten sich die Hinweise auf Schulschließungen. Arntz ließ die Schüler am nächsten Tag ihre Handys mitbringen, parallel zapften die Lehrer alle möglichen Quellen an, um an taugliche Endgeräte für die Jugendlichen mit veralteter Hardware zu gelangen. Als sich am Freitag der Heimunterricht endgültig abzeichnete, konnte bei den Schülern bereits das ausgewählte Videokonferenzsystem installiert werden. Mittags gab es das erste Training mit dem neuen Programm. Über das Wochenende wurde ein datenschutzkonformer Messenger konfiguriert, der am Montag als App bei allen eingerichtet wurde.

Am Tag des Lockdowns, am Dienstag, dem 17. März, blickten die Eltern der Hardschüler ihren Kindern erstaunt über die Schulter. Zur gewohnten Zeit begann der Unterricht mit dem Morgenmeeting. Anschließend wussten alle Schüler, was sie zu tun hatten. Die Lernpläne waren wie üblich schon am Freitag abgestimmt worden, die Lernjobs wurden nun eben zu Hause erledigt. Ergebnisse wurden ab fotografiert, den Lernbegleitern zugeschickt und wie gewohnt mit Feedback versehen.

„War das schwierig?“, fragt Volker Arntz etwas gelangweilt dreinblickend in seinem Büro. Sicher, in Schulen, die wenig Wert auf selbständiges Arbeiten legen und keine prall gefüllte Lernplattform besitzen – und wer hat die schon? –, wird der Fernunterricht immer hinter dem Präsenzunterricht zurückbleiben. Die Gründe für die Schockstarre vieler Schulen in der Pandemie aber liegen Arntz zufolge tiefer. In Deutschland gebe es keine Idee davon, was gute Bildung und guter Unterricht sei. Eine offene Diskussion darüber fehle, sagt Arntz. Corona habe die Schwächen des herkömmlichen Schulsystems brutal offengelegt. Besser dagestanden hätten all jene Schulen, die vom individuellen Lernen ausgehen, denn bei ihnen spiele die Idee des asynchronen, zeitlich

und örtlich versetzten Lernens immer irgendeine Rolle. „Wenn man beim Lernen Individualisierung und damit Komplexität ermöglichen will, gerät man irgendwann in Konflikt mit der Synchronizität“, sagt Arntz. „Wenn man die Komplexität im Feld halten und auch asynchrone Formen des Lernens ermöglichen will, braucht man wiederum Instrumente und bestimmte Strukturen.“ Und um die ging es dann in der Corona-Krise.

Die Eltern sind von der Betreuung weitgehend entlastet

„Ein Großteil des Unterrichts, den wir heute in Deutschland haben“, setzt Arntz hinzu, „blendet die Erkenntnisse der modernen Bildungsforschung komplett aus.“ Das beste Beispiel seien die Hausaufgaben. Ihre nicht signifikante Wirksamkeit sei vielfach erwiesen, trotzdem würde an ihnen festgehalten. Im Lockdown gab es an einigen Schulen über Monate hinweg nichts anderes. „Aber Hausaufgaben sind keine Schule“, sagt Arntz.

Beim Fernlern-Konzept der Hardschule gibt es eine feste Anfangszeit und jeden Tag ein Abschlussmeeting, die Lehrer sind bis 16 Uhr permanent ansprechbar. Die Schüler sollen den Eindruck gewinnen, sie erlebten echten Unterricht und kein Homeschooling zum Ersatz, das im Grunde ihre Privatsphäre stört. Die Eltern sind bei alledem von der Betreuung weitgehend entlastet.

Anerkennung für das Gesamtkonzept gab es beim Wettbewerb um den Deutschen Schulpreis. Die Hardschule belegte im September den zweiten Platz. Überdurchschnittlich gut schneidet sie regelmäßig bei landesweiten Vergleichstests ab, sagt ihr Direktor. Von der Einzigkeit hat sie sich auf die Dreizügigkeit hochgearbeitet. Fünfzig Prozent der Schüler betreten die Hardschule mit einer Empfehlung für die Hauptschule, achtzig Prozent machen den Realschulabschluss.

Verächter des forciert kompetenzorientierten Lernens könnte der Erfolg der Hardschule-Modells nachdenklich stimmen. Man kann die Begriffe „Kompetenz“ und „Wissen“, Lehren und Lernen beliebig gegeneinander ausspielen. Vor dem Hintergrund der Corona-Krise aber muss man kritisch fragen: Was taugt eine lehrerzentrierte Wissensvermittlung, die in Pandemiezeiten nicht an-

kommt? Und warum fehlt an so vielen Schulen die Kompetenz, einfachste Formen des Lernmanagements in die digitale Welt zu überführen? Warum gelang es den meisten Kultusministerien nicht, Mindeststandards für das digitale Lernen zu formulieren?

Beim Betreten eines „Lernateliers“ der Hardschule fällt wieder die Flüsterstille auf. Obwohl in dem Klassenraum fast alle Kinder in einer anderen Körperhaltung sitzen oder -stehen, wirkt alles so wohlgeordnet wie die durchdachten Arbeitsplätze mit ihren kleinen Regalblöcken, die verschoben werden können, wenn die Schüler ungestört sein möchten. Die anwesende Lernbegleiterin befindet sich gerade im intensiven Gespräch mit einem Schüler über seinen Lernplan der nächsten Woche. Die Inklusionskinder erhalten eine besondere Förderung im gleichen Raum. Die übrigen Schüler arbeiten an Lernjobs. Die einen machen Mathe, die anderen Deutsch. Wenn sie nicht weiterkommen, heften sie ihren Namen an eine eigens dafür vorgesehene Pinnwand. Etwa zwanzig Prozent der Lernjobs bestehen aus diskursiver Partner- und Gruppenarbeit, in der Fremdsprache gibt es „Sprech“-Stunden.

Über das Konzept, den Lehrer als Lernbegleiter aufzufassen, gehen die Meinungen auseinander. Lehrer, die Herren des eigenen Unterrichts sein möchten, sind an der Hardschule fehl am Platz. Hier bringen Lehrer zwar ihr Fachwissen mit, eine Unterrichtsvorbereitung erübrigt sich aber. Die Aufgaben wurden ja schon in der Vorwoche verteilt, es geht jetzt nur noch um Unterstützung beim Selbstlernen. Regelmäßig führen sie mit den Schülern unterschiedlich umfangreiche „Checks“ durch, die den Lernerfolg spiegeln. In den Nichtkernfächern betreuen sie Kleingruppen bei der Projektarbeit. Lehrer können an der Hardschule auch als Lerngruppenleiter, also Klassenlehrer, oder als Coach eingesetzt werden. In dieser letzten Funktion werden sie von Schülern frei ausgewählt und beraten diese im Schulalltag.

Auf den Schüler wirken an der Hardschule also immer gleich mehrere pädagogische Kräfte, die eine ausgeglichene Entwicklung sicherstellen sollen, aber auch etwaige Rückzugsräume begrenzen. Der Lernstand eines jeden Schülers ist daran abzulesen, an welcher Stelle sein Porträtbild in einem großformatigen Kompetenzraster an der Pinnwand heftet. Auch diese Form der Transparenz ist nicht unumstritten.

„Es geht um Leistung“, sagt Volker Arntz. Je effektiver die Schüler arbeiten, desto mehr Zusatzangebote und AGs eröffnen sich ihnen. Etwa tausend Lernjobs müssen sie in den Klassen fünf bis zehn bearbeiten und ihre Ergebnisse in einem Lerntagebuch reflektieren. „Im Lauf ihrer Schulzeit werden unsere Schüler immer wieder an sich selbst vorbeigeführt“, sagt Arntz – und der Eindruck verstärkt sich, dass an der Hardschule eine geradezu pietistische Variante der Gemeinschaftsschule anzutreffen ist.

Haben die Schüler genügend soziale Kontakte im Unterricht? In der Klasse 6b, die gerade von einigen Kindern durchgefegt wird, nehmen die ersten in einem Stuhlkreis Platz, gleich tagt der „Klassenrat“. Die „Homies“ werden auf einem Bildschirm zugeschaltet, und die Lerngruppe genehmigt sich eine „warme Dusche“. Der Reihe nach sagt jedes Kind, wen oder was es gut fand in der abgelaufenen Woche. Auffällig entspannt verlassen die Kinder um zwölf Uhr die Klassen. Für die Lehrer stehen jetzt noch verschiedene Planungstreffen an. Die Ermöglichung individueller, asynchronen Lernens, der Schlüssel zu jedem guten Hybridunterricht, fordert einen in vielen Konsensrunden zu erflechtenden Preis. UWE EBBINGHAUS